

Magazin

Diese Bläserband ist zu sperrig für die Schublade

Berner Formation Traktorkestar Rhythmisch raffiniert, stilistisch ungebunden: Die Berner Bläserband Traktorkestar drückt auf ihrem neuen Album «Möwe» voll auf die Tube.

Samuel Mumenthaler

Kann eine Tuba schwimmen? Die subversive Frage, die Balthasar Streit im Presstext zum neuen Album seiner Band Traktorkestar stellt, bleibt unbeantwortet. Realität? Fake? Oder ist das Covergemälde zum neuen Traktorkestar-Album, auf dem man eine im Meer treibende Tuba samt eingemieteter Möwe entdeckt, einfach nur Kunst gewordene Fantasie? Für Letzteres spricht einiges. Denn auch das mittlerweile sechste Album von Traktorkestar sprengt Grenzen und lässt der Fantasie freien Lauf. Einst als Brassband in der serbischen Tradition gestartet und auf wilde Balkan-Beats abonniert, sind die Berner heute die wohl ambitionierteste Blaskapelle im Land.

Schon bald nach ihrer Gründung vor fünfzehn Jahren zeigten die Musiker um Leader und Trompeter Balthasar Streit, dass sie nicht einfach eine lokale Kopie einer weltmusikalischen Erfolgsformel sind, sondern diese Tradition mit anderen Stilmiteln mischen wollen. Auf ihrer ersten Single interpretierten sie das Schweizer Volkslied «Vreneli ab em Guggisbärg» als Bläser-Epos und machten auch später immer wieder klar, dass sie zu sperrig und grossformatig für eine Stilshublade sind.

Die kürzliche Zusammenarbeit mit Stephan Eicher für eine Platte und eine Tournee verlangten von den einstigen Absolventen der Berner Jazz School noch mehr Anpassungsvermögen. Ein wilder Flirt mit dem Pop war angesagt.

Auf Tutti

Nun gehen Traktorkestar auf ihrem Album «Möwe auf Tuba, schwimmend» auf Tutti. Nicht nur lautstärkemässig, wenn sie mit massiven Fanfaren auf die Tube (und die Tuba) drücken. Auch musikalisch loten Balthasar Streit und seine Mitmusiker aus, wie weit man als zwölfköp-



Das mittlerweile sechste Album von Traktorkestar sprengt Grenzen und lässt der Fantasie freien Lauf. Foto:zvz

figes Blasorchester gehen kann und was in dieser Besetzung alles möglich ist – und was nicht.

Das Resultat ist rhythmisch raffiniert und stilistisch ungebunden: Mal tönt es monumental wie in der Ouvertüre zu «Also sprach Zarathustra», mal schunkelt das Orchester zum schläfrigen Reggae-Rhythmus, bald zwickt die Musiker der Funk, dazwischen entspannt man sich bei einem Spaghetti-Western. Und am Wochenende tanzen Traktorkestar an einer Hochzeit so richtig ab. Auch wenn diese Stilvielfalt beeindruckend ist: Allen

recht machen wollen und müssen es Traktorkestar nicht, immer wieder schlagen sie dem Mainstream ein Schnippchen. Ihre Arrangements sind kunstvoll und lassen Brüche zu, Tabus sind tabu.

Folgt man den Songtiteln, vom Opener «Lauwarm» bis zum Closer «Bitterkalt», könnte man den Eindruck erhalten, dass die Party für Traktorkestar endgültig vorbei ist und der Ernst des Lebens an die Tür klopft.

Wobei: Da sind auch Titel wie «Eine freudige Tanzmusik» und «Tiefe Fürze aus Athen». Da

greift – um bei Griechenland zu bleiben – die hellenische Sängerin Eleni Gkiouloglou zum Mikrofon, gefolgt von einem feministischen Jodelchor aus Nidwalden. Sie sorgen für Hormonschübe, wenn Traktorkestar Trübsal blasen wollen.

Vom verspielten Spielplatz-Hip-Hop «Mama lug», auf dem sich Drummer Samuel Zingg als berndeutscher MC mit der multilingualen Rapperin Samora duelliert, zum Beziehungsblues «Husvater». Traktorkestar setzen auf ein Wechselbad der Gefühle, auf Fahrten ins Blaue, auf

Multikulturalität. Dieses Dirty Dozen spannt den Bogen weit, ohne ihn zu überspannen: Dafür ist ihr Handwerk schlicht zu gut.

Zurück auf die Bühne

Eine eklektische Platte ist das eine, doch auf der Bühne gilt nach wie vor: Wehe, wenn sie losgelassen! Am Samstag präsentieren Traktorkestar im Bären Dürrenast ihr neues Werk. Und assistiert wird von den typähnlichen Troubas Kater, deren Gitarrist Matthias Urech einer der Gäste auf dem neuen Traktorkestar-Album ist.

Astrid liegt seit 30 Jahren tot im Maisfeld

Mundartroman Sebastian Steffen legt einen Krimi vor, der Milieustudie und Monolog einer gequälten Seele ist.

Im Summer isch dä Acher äs Maisfäud. / Im Winter isch ds Maisfäud ä Acher. / No im Winter ritet d Astrid über dä Acher. / Und im Summer ligt si tot zmitzt im Maisfäud.« Über ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit er damals als Halbwüchsiger, auf der Suche nach einem verschossenen Fussball, seine 13-jährige Freundin Astrid tot im Maisfeld aufgefunden hat: ermordet.

Der Icherzähler in Sebastian Steffens Mundart-Roman «I wett, i chönn französisch» hat diesen Schlag nie überwunden. In einem langen inneren Monolog kehrt er, getrieben von Schuldgefühlen, zurück an den Schauplatz in einem Seeländer Dorf, auch auf der Suche nach dem Täter. Astrid und er waren «Zwillinge mit ungerschiedliche

Eltere», geboren am gleichen Tag. Er ist der Sohn von Junkies, der weggegeben wurde und bei einer «Frau Dokter» aufwuchs; Astrid war die Tochter des Metzgers, der nach ihrem gewaltsamen Tod dem Alkohol verfiel: »Mir chöme uf d Wäut. / Ig mit Entzugerschinige. / Si mit dr Nabuschnuer ume Haus. / Ds gliche Zimmer. / Di gliche Chranckeschwöschtere. / Ds muess doch öppis bedüte.»

Trauer und grotesker Humor

Im Städtchen Erlach am Bielersee wurde 1989 tatsächlich ein Mädchen ermordet. Ein Ereignis, das den Bieler Autor, damals ein kleiner Bub, nie losgelassen hat.

Der mit seiner rotzigen Sensibilität von Ferne an den «Goalie» von Pedro Lenz erinnerende

Protagonist gerät durch sein auffälliges Verhalten im Dorf selber ins Visier der Polizei, was ihn nicht daran hindert, mit zwei Polizistinnen einen verdächtigen Keller zu inspizieren und dabei Kostproben eines spitzbübischen Charmes abzugeben.

Den vermeintlichen Täter Astrids, «dr Bahnhofspeschä», findet er in einem Altersheim; es ist ein dementer Greis, der an einem Rollator die immer gleichen Runden absolviert.

Der zähe Schleier aus Trauer und Schmerz, der ihn umweht, findet sein Ventil in groteskem Humor. Sprunghaft und fiebrig sind die Gedankenströme, die von Steffen in eine melodiose, rhythmische Sprache mit oft kurzen Sätzen und einem vorwärtstreibenden Beat gegossen wer-

den. Tatsächlich hat der Autor – der auch eine hochdeutsche Fassung schrieb, diese aber verwarf – seine Sätze beim Schreiben nicht nur ständig laut vorgelesen, sondern sich auch mit der Gitarre begleitet oder den Takt mit Schlägen auf den Tisch gegeben.

«I säge: «Urvertroue!»

Sebastian Steffens dritter Roman beeindruckt, auch wenn der zweite Teil etwas weniger Sog hat. Der Icherzähler verdingt sich als Koch in einer SAC-Hütte in den Alpen und bewirbt unter anderem hochnäsige Studierende eines Literaturinstituts. Buchstäblich rollt er dort in den Bergen den Fall nochmals auf mit einer imaginierten Astrid an seiner Seite, die ständig Gesteins-

brocken an einen Abgrund schleppt und runterstösst.

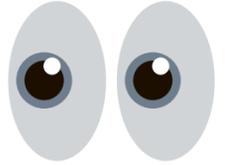
Ein verbales Duell mit einem der Literaturstudenten darüber, wer die grösseren Schicksalsschläge im Leben zu verkraften hatte, gewinnt er mit dem Hinweis: «Heroin! D Eutere Junkies!» I säge: «Urvertroue!» I säge: «S isch aus ä Frag vom Urvertroue!» In die Fähigkeiten dieses Dichters mit feinem musikalischem Gehör darf man jedenfalls grosses Vertrauen haben.

Alexander Sury

Sebastian Steffen: «I wett, i chönn französisch». Verlag der gesunde Menschenversand, Luzern 2024. 160 Seiten, 27. Fr. Lesung: Café Kairo Bern, Freitag, 3.2., 20 Uhr

Das Wundern von Bern

Und wenn er gewählt wird?



Wenn sich die Apokalypse so ankündigte, man würde sich ohne weiteres dreinschicken. Das dachte ich beim Gang über die Lorrainebrücke, wo sich alpenwärts eine Aussicht wie aus dem Instagram-Bilderbuch auftat. Der Himmel war getunkt in die schönsten Babyfarben, Zartrosa und Hellblau, und im Hintergrund streckten sich die Zacken der Berggipfel ins untergehende Licht. Das wirkte allerdings auch unheilvoll: Ein immenser Schwarm Vögel kreiste in der Abenddämmerung über der Stadt. Sie flogen in einer rabenschwarzen Wolke über der Kornhausbrücke, als sammelten sie sich in ungueter Absicht.

Im alten Rom gab es die Auguren, die damit beauftragt waren, aus dem Flug und dem Verhalten von Vögeln die Zustimmung der Götter zu einem geplanten Vorhaben abzulesen. Vielleicht war das Schauspiel am Berner Himmel tatsächlich ein Vorzeichen. Es scheint nicht ganz unwahrscheinlich, dass die Zeiten künftig noch eine Schattierung finsterner werden, als sie es schon sind. Ich spreche von dem, was einer Nation westlich von uns blüht – und der ganzen Welt. Das Orange, das von dort auf uns zukommt, ist nicht das gloriose Leuchten eines Abendrots, sondern stammt aus dem Make-up-Tiegel eines alten weissen Mannes, der sagt, er möchte sein Land wieder gross machen, dabei aber bloss sich selber meint. Dass diese aufgeblasene, lachhafte Gestalt wieder an die Macht kommen könnte, ist ein unangenehmer Gedanke. Die Welt ist eine fragilere als vor einigen Jahren, als es jene Kriege noch nicht gab, die heftig am globalen Gefüge rütteln. Man möchte sich nicht ausmalen, wie das endet, wenn ein Unberechenbarer ins Geschehen eingreift.

Warum gibt es eigentlich keine Prophylaxe gegen schwarze Gedanken?, fragte ich mich, als ich über die Lorrainebrücke ging. Einmal täglich spülen, und schon ist das Oberstübchen geschützt vor Besorznis über Dinge, die noch gar nicht eingetroffen sind. Da stob der Vogelschwarm auseinander. Ein Morgenrot später sah ich sie wieder; die Vögel hatten sich in die obersten Äste der Platanen vor meinem Fenster verzogen. Bereits waren erste Nestkörbe gebaut, so wie letztes Jahr, so wie sie es auch nächstes Jahr tun werden. Als wollten sie sagen: Clowns im Oval Office? Geht uns an den Schwanzfedern vorbei. Wäre ich Augurin, ich würde dieses Verhalten vorsichtig als gutes Zeichen deuten.

Regula Fuchs

Die Autorinnen und Autoren dieser Kolumne staunen jede Woche über aktuelle Phänomene.